

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher Rundschau

Das britische Weltreich.

George Macaulay Trevelyan: Der Aufstieg des Britischen Weltreichs im XIX. und XX. Jahrhundert. Politik, Wirtschaft, Kultur 1782—1919. (Übersetzung des englischen Originalwerkes: British History in the 19th Century. 14. Aufl. London 1937. Longmans, Green & Co.) Verlag Rudolf M. Rohrer, Brunn und Wien. 1938.

Macaulay Trevelyan's „British History in the 19th Century“ (1782—1901) erschien 1922. Bis 1936 erlebte sie dreizehn Neudrucke. Kürzlich fügte ihr der Verfasser ein 27.—30. Kapitel bei, um auch die Zeit bis zum Weltkriegsende einzubeziehen.

So gelangten die Amtszeit des Ministeriums Balfour 1902—1905, die Wirksamkeit der letzten liberalen Regierung Großbritanniens unter Campbell Bannerman und Asquith, die britische Außenpolitik vom Ende der „splendid isolation“ bis zum Kriegsausbruch sowie Verlauf und Ergebnisse des Weltkrieges zur Darstellung. Im Wesentlichen soll hier nur von diesen letzten und neuen Kapiteln die Rede sein.

Macaulay Trevelyan ist ein präziser, sachlicher, in seinem Urteil bei aller Gewissenhaftigkeit rückhaltloser Historiker. Ob er von der industriellen Revolution, vom Krieg mit dem napoleonischen Frankreich oder mit dem wilhelminischen Deutschland, von der sozialen Bewegung oder von den irischen Freiheitskämpfen, der Wahlrechtsreform von 1832 oder dem Kampf um das Veto des Oberhauses 1911 spricht, stets gleich bleibt sich sein sachlich ruhiger Ton in der anregend frischen, unveränderlich klaren Formulierung. Wo er sein sorgfältig abgewogenes Urteil abgibt, ist es vom strengsten Willen zur unbedingten Gerechtigkeit beherrscht. Das Andenken Balfours als Premierminister erfährt die verdiente Rehabilitierung unter Hinweis auf seine Reformtätigkeit. König Eduard VII. erscheint als vorsichtig zurückhaltender verfassungsmäßiger Monarch, der er in der Innenpolitik immer blieb. Aber auch die außenpolitische Rolle dieses bedeutenden Königs will Trevelyan nicht einmal bei der Begründung der Entente cordiale mit Frankreich (1904) überschätzt wissen: „Die Volkstümlichkeit, die König Eduard während seiner häufigen Besuche in Frankreich dort gewonnen hatte, schuf eine günstige Atmosphäre für die neue Freundschaft, aber er hatte mit der Einleitung dieser Politik durch seine Minister nichts zu tun“ (S. 662). Über Greys Politik sagt der Verfasser dem Sinn nach das, was wir aus seiner, an dieser Stelle unlängst besprochenen, Lebensbeschreibung dieses Staatsmannes wissen. Trevelyan's Beschreibung des Weltkrieges beschränkt sich auf die wichtigsten Zusammenhänge aus britischer Schau, die für Kontinentale manch Interessantes enthält und namentlich durch ihre universale Großzügigkeit besticht. In der Schilderung militärischer Dinge zeigen sich gelegentliche Unwirklichkeiten, so, wenn der Verfasser in der Betrachtung der Marne Schlacht Joffre und Foch als quasi gleichgestellte Feldherren zusammenwirken läßt.

Den Beschluß bildet ein äußerst fesselnder Vergleich des Weltkrieges mit dem europäischen Ringen der napoleonischen Zeit. „Bei der Betrachtung des Friedens, der den Besiegten nach dem Krieg diktiert wurde, sticht die kluge und edelmütige Behandlung, die Frankreich auf dem Wiener Kongreß durch die aristokratische Regierung Castlereagh's und Wellington's zuteil wurde, wohlthuend von der Art ab, wie die von Lloyd George geleitete Demokratie 1919 an Deutschland Rache nahm“ (S. 691). Trevelyan sucht den Hauptgrund in der langen Dauer des zu einem Ringen zwischen Leben und Tod zwischen großen Völkern ausgearteten Weltkrieges: „Als endlich... der Sieg mit unerwarteter Plötzlichkeit da war, standen England und Frankreich vor der Aufgabe, ihren Geist im Handumdrehen von der wilden Erregung des Krieges auf die Klugheit, Voraussicht und Großmut umzustellen, die ein Friedensschluß erfordert. Das war zu viel verlangt. Es dauerte viele Jahre, bis Frankreich vernünftig denken konnte, während England

schon nach ein oder zwei Jahren seine gewohnte Gutmütigkeit und gesunde Vernunft wiedergewann. Unglücklicherweise mußte der Friede in den ersten sechs Monaten geschlossen werden, während die Leidenschaften des Krieges noch in allen Ländern lichterloh brannten" (S. 694). „Gleichzeitig wurde der Völkerbund geschaffen und aufs engste mit den Friedensbedingungen verknüpft. Aber der Geist des Völkerbundes und der Geist von Versailles waren durchaus unvereinbar". „Allzu sehr trauten sie diesem verstümmelten Völkerbund die Macht zu, die natürlichen Folgen des Krieges und eines solchen Friedens abzuwenden." „Amerika zog sich in sein Schneckenhaus zurück" (S. 696).

In hellerem Licht erscheint dem Verfasser die innenpolitische Entwicklung Großbritanniens und des Britischen Reiches in der Nachkriegszeit. „Und trotz all seinen Mißgriffen und Mißgeschicken ruhen die besten Hoffnungen der Welt noch immer auf diesem Land" (S. 700). Otto Weiß.

„Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkrieges".

Hans Hallmann: „Spanien und die französisch-englische Mittelmeer-Rivalität, 1898—1907." Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 1937.

Heinrich Haverkamp: „Die Bewährung der Entente cordiale im ersten Jahr ihres Bestehens." Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 1937.

Dietrich Sandberger: „Die englische Politik bei den Pariser Friedensverhandlungen 1919." Verlag W. Kohlhammer. 1938.

Ernst Marquardt: „Kitchener." Verlag W. Kohlhammer. 1938.

Nachdem man sich in den letzten Jahren leider daran hat gewöhnen müssen, daß in Deutschland die Geschichtswissenschaft in den Dienst der gegenwärtigen Machthaber gestellt worden ist, freut man sich doppelt, einige Arbeiten zu finden, die im Ganzen nüchtern und objektiv die Vorkriegspolitik und die Friedensschlüsse untersuchen. (Es ist freilich heute im 3. Reich nicht schwer, die Vorkriegsdiplomatie Deutschlands kritisch zu prüfen und zu verurteilen, nachdem Hitler selbst in „Mein Kampf" die Schale seines Zornes über die führenden Männer des 2. Reiches ausgegossen hat!)

Seit dem Diktatorfrieden von Versailles haben die deutschen Forscher sich leidenschaftlich bemüht, die Vorkriegsgeschichte zu entwirren und die Kriegsschuldfrage zu lösen; begreiflicherweise haben sie zunächst zu wenig Distanz von den Ereignissen gehabt. Jene ersten Darstellungen sind heute vielfach wertlos; denn zur psychologischen Unmöglichkeit, im Gefühl des verletzten Rechtsbewußtseins und des Trostes nach der Niederlage ruhig abzuwägen, kam damals der Mangel an zuverlässigen Quellen. Jetzt ist aber neben die längst veröffentlichten deutschen Dokumente („Die große Politik der europäischen Kabinette, 1871—1914") und die auch schon seit einigen Jahren vorhandenen „British Documents on the origin of the war, 1898—1914" neu die französische Offenveröffentlichung getreten („Documents Diplomatiques Français, 1871—1914"), deren bisher erschienenen Bände die Ereignisse bis zum Jahr 1911 umfassen.

Die im Titel genannte Sammlung von historischen Beiträgen wird von den beiden Bonner Professoren Fritz Kern und Hans Hallmann herausgegeben und zählt bereits gegen 40 Hefte. Die hier besprochenen stehen untereinander insofern in besonderem Zusammenhang, als sie beherrscht werden von der Idee einer französisch-englischen Zusammenarbeit gegen Deutschland und somit die Vorgeschichte und Bewährung der entente cordiale umfassen. Die starke Verührung mit der Gegenwartspolitik liegt auf der Hand (französisch-englische Verteidigungsstellung gegen Mitteleuropa, westliche Mittelmeerprobleme, Italien zwischen England und Deutschland, Frage der allgemeinen Wehrpflicht in England, etc.). Die von Haverkamp in seiner Zusammenfassung der Gründe des französisch-englischen Einverständnisses von 1904 zitierten Worte Lardieu's gelten auch heute noch: „c'est la crainte de l'Allemagne qui avait fait l'entente cordiale. Ce sont les fautes de l'Allemagne qui l'ont transformée et resserrée". Nur daß man heute eher anstelle der diplomatischen Fehler Deutschlands die ertrohten machtpolitischen Erfolge des Reiches setzen muß.

Hallmann geht in seiner Arbeit davon aus, daß die Mittelmeer-Rivalität als Haupthindernis für ein französisch-englisches Zusammengehen zu gelten hat. Dabei ist sein stärkstes Interesse der Marokkofrage zugewandt, während er Ägypten kaum berührt. Auf diese Weise dreht sich alles um Spanien und um die mißglückten Versuche einer deutschen Marokko-Einmischung. Es mag eine bewußte Absicht des Verfassers sein, daß sich die ganze Darstellung nur mit der Tätigkeit der Diplomaten befaßt, daß also das Geschehen im wesentlichen von den führenden Persönlichkeiten abhängig zu sein scheint; wahrscheinlich ist diese etwas einseitige Methode aber durch die Erarbeitung unmittelbar aus den genannten großen diplomatischen Aktenjammungen heraus bedingt. — Scharf werden einander gegenüber gestellt eine unfähige, weltfremde, engstirnige deutsche Diplomatie einerseits (Bülow als Sündenbock, Baron Holstein als heimtückischer, aber doch getäuschter Hauptspieler), und die meisterhafte, immer bereite französische Staatskunst anderseits. (Paul Cambon als Botschafter in London, sein Bruder Jules in Madrid, Camille Barrère in Rom, und der Außenminister Delcassé als der wahre Schöpfer des Westmächtesystems, das schließlich über Bismarcks Werk gesiegt hat.) Es kam dem Verfasser offenbar darauf an, zu zeigen, wie Deutschland wirklich jede Gelegenheit verpaßt hat, den Zusammenschluß des drohenden englisch-französischen Blockes zu verhindern: 1901 bot England die Hand zu einem Abkommen; die Deutschen lehnten ab aus einem „unangebracht übersteigerten Sicherheits- und Machtgefühl“ heraus. Daß dieses zur Schau getragene Machtgefühl schließlich jeden andern Staat argwöhnisch machte, ja daß in der Welt folgerichtig die allgemeine Erscheinung des „Deutschenhasses“ entstand, wurde von den deutschen Diplomaten nicht beachtet. „Man war in Berlin blind für die zusammenschließende Kraft des „Deutschenhasses““. Im April 1904 entstand die *entente cordiale*; Bülow aber hatte bis dahin als Axiom betrachtet, daß der englisch-französische Gegensatz im Mittelmeer unüberbrückbar sei! Die vorgefaßten Meinungen sind das Unglück der deutschen Vorkriegspolitik gewesen. So hatte man es bis 1914 in Deutschland nicht glauben wollen, daß England wirklich an der Seite Frankreichs marschieren werde, wie man umgekehrt als sicher annahm, daß der Dreibundgenosse Italien nie gegen Deutschland kämpfen könnte. Dabei hat es in beiden Fällen nicht an Warnungen der betreffenden deutschen Botschafter gefehlt. — Als sich Deutschland 1905–06 in die Marokkofrage einmischte und die von ihm erwungene Konferenz von Algeciras zur Kraftprobe gegen die *Entente* England-Frankreich machte, sah es sich von seinen eigenen Bundesgenossen im Stich gelassen und verlor das Spiel. Die gerade durch den Gegensatz zu Deutschland gefestigte *Entente cordiale* ermöglichte es England und Frankreich, mit sicherer Konsequenz ihren Weg fortzusetzen: nach der praktischen Beseitigung der zwischen beiden Mächten vorhandenen Mittelmeer-Rivalität konnte die französische Diplomatie den großen Triumph feiern, daß 1907 durch das Abkommen zwischen England und Rußland der Ring um das Deutsche Reich geschlossen wurde.

Heinrich Haverkamp hat als Schüler Hallmanns eine Dissertation über die erste Bewährung der *Entente cordiale* geschrieben, für die er die soeben besprochene Darstellung benutzen konnte. Hier zeigt sich im Einzelnen noch deutlicher, daß die englisch-französische Verständigung, zunächst ein recht zartes Gebilde, durch die große Kunst der Diplomaten des Delcassé-Kreises, ganz besonders durch den europäischen „Meisterdiplomaten“ Paul Cambon, in kurzer Zeit zum Grundelement der Politik der beiden Staaten gemacht wurde. Das Abkommen bewährte sich in den spanisch-französischen Marokko-Verhandlungen von 1904, in den englisch-russischen Verhandlungen des gleichen Jahres über Tibet, und ganz besonders im Doggerbank-Zwischenfall vom Herbst 1904, der ohne die äußerst geschickte Vermittlung Frankreichs unweigerlich zum Krieg zwischen England und Rußland hätte führen müssen. In keinem dieser an sich günstigen Fälle hat die deutsche Diplomatie es verstanden, das Wasser auf ihre Mühle zu leiten. — Auch diese Arbeit verrät etwas zu deutlich die Nähe des Aktenstudiums.

Ungleich klarer, wenn auch ebenso zuverlässig aus den unmittelbaren Quellen schöpfend, ist Sandbergers Abhandlung über die englische Politik bei den Friedensverhandlungen von 1919. Sie ist im Grunde eine Auseinandersetzung mit dem Werk des englischen Delegationsführers Lloyd George; als Hauptquelle diente das nur in 1 Exemplar in Deutschland vorhandene (es existieren nur 40 Privat-

drucke) Konferenz-Tagebuch des englischen Sachverständigen Miller, mit dazugehörenden 11 Dokumentenbänden; es erschließt eine Fülle interessanter und überraschender Züge; Sandberger mißt ihm volle Zuverlässigkeit zu. — Ausgehend von drei wesentlichen Voraussetzungen (die Persönlichkeiten der englischen Konferenzteilnehmer; die während des Krieges entstandenen Geheimverträge; die englischen „Rhakiwahlen“ vom Herbst 1918, welche die Kriegshysterie der öffentlichen Meinung fatalerweise ins Parlament verpflanzten), läßt Sandberger den dramatischen Verlauf der Friedensverhandlungen vorüberziehen. Nach dieser Darstellung ist Wilson selbst dafür verantwortlich, daß Deutschland alle Kolonien verlor, und ferner, daß Paris mit seiner bösen Atmosphäre Konferenzort wurde, nicht Genf oder Lausanne (Vorschlag von Lloyd George). Wir erfahren überdies, daß die Konferenz ursprünglich nur die Wiedergutmachung der direkten Kriegsschäden verlangen wollte, bis der Südafrikaner General Smuts vorschlug, auch die Pensionszahlungen an die Invaliden und die Hinterbliebenen der Kriegsoffer als Schäden der Zivilbevölkerung aufzufassen und den Besiegten aufzuerlegen; erst dadurch entstand die Forderung einer unermesslichen Kriegsschadenssumme. Der „Rechtsbruch“ im Friedensvertrag, nämlich die Außerachtlassung der Wilsonpunkte, wird ebenso sehr den Amerikanern selbst, wie den Franzosen und Engländern, zur Schuld gemacht. Da (nach Keynes) kein Philosoph je solche Macht besessen habe wie Wilson, um die Fürsten dieser Welt zu binden, so wird gegen den Präsidenten als schwerster Vorwurf erhoben, daß er überhaupt nicht daran gedacht habe, diese Macht in die Waagschale zu werfen, um so seine idealen Friedensziele durchzusetzen. Zum Schluß wird die These, daß die Deutschen sich 1919 durch Nichtunterzeichnung hätten retten können, damit gestützt, daß Lloyd George noch im letzten Augenblicke alles versucht habe, um eine allgemeine Milde rung der Bedingungen herbeizuführen, weil er bei Nichtannahme durch die Deutschen mit dem Sturz der englischen Regierung hätte rechnen müssen. Denn die Folge der Nichtunterzeichnung wäre der Einmarsch der Alliierten in Deutschland gewesen, während man in England längst stürmisch nach Demobilmachung rief. Hier geht die Folgerung Sandbergers wohl zu weit; es ist nicht anzunehmen, daß das englische Volk in seinem drängenden Wunsch nach Entlassung des Heeres auf die scharfen Forderungen verzichtet hätte, die gerade die englische öffentliche Meinung nach dem Siege erhoben hatte. Fast scheint es, daß der Verfasser mit dieser Beweisführung (die übrigens nicht neu ist) andeuten wollte, daß es damals den Deutschen an dem rettenden Führer gefehlt habe, der vor nichts zurückschreckt! Denn es gibt gewisse Stellen in dieser sonst ausgezeichneten Arbeit, welche darauf schließen lassen, daß der Verfasser sich der offiziellen Ideologie des Reiches angepaßt hat.

Im gleichen Verlag wie die vorgenannten Hefte, aber nicht in der Sammlung „Beiträge zur nachbismarckischen Zeit . . .“ ist eine sehr schöne Studie von E. Marquardt über *Ritchener* erschienen. Dieser große Soldat, der „kein Feldherr“ war, gehört neben Lloyd George zu den Rettern Englands im Weltkrieg. Längst berühmt, seit er den Sudan für England (resp. Ägypten) zurückerobert, seit er im Burenkrieg an erster Stelle gekämpft, seit er die englisch-indische Armee reorganisiert, ja neugeschaffen hatte, wurde er bei Beginn des großen Krieges nicht Oberbefehlshaber der britischen Truppen (er hat nie eine Generalstabsausbildung gehabt, obwohl er 1900 in Südafrika Generalstabschef von Lord Roberts war!), aber Kriegsminister. In den zwei Jahren, da er noch wirken konnte, hat er zwei kriegsentscheidende Leistungen vollbracht: 1914 rettete er die entente cordiale, als er nach dem Rückzug der Engländer von Mons den englischen Oberbefehlshaber French persönlich zwang, nicht bis hinter die Seine zurückzugehen, sondern nur soweit, als es die französische Heeresleitung haben wollte; damit ermöglichte Ritchener, soweit es die Engländer betrifft, das „*Marnewunder*“. Und ferner ist Ritchener der Schöpfer der englischen Millionenarmee geworden, die im Jahre 1916, nach gründlichster Ausbildung, an die Front abging. Unmittelbar nach den letzten Transporten der „*Ritchener-Divisionen*“ ist ihr Schöpfer vom Krieg verschlungen worden; das Kriegsschiff, welches den großen Organisator nach Rußland zu den wartenden Verbündeten bringen sollte, stieß in der Nordsee auf eine Mine. — Die amtliche englische Darstellung des Weltkrieges ist der Ansicht, daß es nur diesem Manne und seinem Werk zuzuschreiben sei, daß Deutschland nicht

gesiegt habe. Diese Ritchenerstudie ist eine meisterliche biographische Skizze und ein überzeugendes Bild des englischen Soldaten, dessen Kampfplatz die ganze Erde ist, wenn er sein Reich verteidigt.
Ernst Rind.

Even Hedin und Deutschland.

Even Hedin: Fünfzig Jahre Deutschland. Leipzig, F. A. Brodhaus, 1938.

Ein durch viele Reise- und Forschungsberichte Tausenden in allen Ländern als Schriftsteller wie als Mensch lieb gewordener Mann, Even Hedin, berichtet aus seinem Leben, was er an und mit deutschen Männern und Frauen erlebt hat. Wer seine frühern Werke kennt, insbesondere seine Bücher aus dem Weltkrieg, wird nichts andres erwarten als das Zeugnis warmer Liebe und froher Begeisterung für Deutschland, deutschen Staat, deutsche Wissenschaft, deutsche Menschen, deutsche Arbeit. Hedin gehört zu denen, die nicht nur mit und für das Deutschland der Kaiser und Könige, des Weltkrieges und der Folgezeit treu einstehen, sondern auch mit 1933 noch keinen Trennungsstrich ziehen können; er deutet in einem Satze an, daß es auch Dinge gebe, die er nicht zu schlucken vermöge, aber er bewundert und preist Führung, Führer und Mitarbeiter des Dritten Reiches. Das Schwergewicht und der Ursprung seines deutschen Erlebnisses ruht in der Zeit der zwar vielgeschmähten, aber in jeder Hinsicht achtunggebietenden deutschen Monarchie. Wir alle, die wir, wie er, „Fünfzig Jahre Deutschland“ erprobt haben, das in seiner Ehrenhaftigkeit, Redlichkeit, wahrhaft liberalen Rechtsicherheit und sachtundigen Kraft einzigartige Reich Wilhelms des Ersten und seiner Nachfolger, lassen uns gern den von dem großen schwedischen Forscher gesehenen und genossenen Ausschnitt aus diesem deutschen Gesamtleben vorzeigen und vorerzählen. Worum es sich handelt, ergibt sich am klarsten aus dem Verzeichnis der Abbildungen, ohne Ausnahme Bildnissen; es sind Geographen, Forscher, Gelehrte, Techniker, Verleger, Militärs und Seeleute. Die Namen sind sozusagen jedem Kinde geläufig: Virchow, Schweinfurth, Wislmann, v. d. Goltz Pascha, Harnack, Wilamowitz-Moellendorf, Jundters befinden sich darunter.

Hedin wirkt als Schriftsteller immer schlicht, in diesen Erinnerungen beinahe treuherzig, allezeit warm menschlich. Es tut wohl, sich in diese große und edle deutsche Welt, die jetzt versunken oder am versinken ist, hineinführen zu lassen. Es ist schwer zu glauben, daß dieses Deutschland nicht nach den heuligen verwirrenden Verhältnissen nochmals ein würdiges Wiederaufleben finden werde. Auf jeden Fall: auch in der geistigen Welt gibt es etwas wie ein Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Auch jenen Vertretern des guten alten Deutschlands darf in biblischer Ausdrucksweise nachgesagt werden, daß ihre Werke ihnen nachfolgen.
Eduard Blocher.

Basler Jahrbücher.

Trotz aller Bestrebungen glückt es nicht recht, das jüngere Geschlecht zur Beschäftigung mit der heimatlichen Geschichte anzuapornen. Sicher genügen Sempach und Murten nicht, so gewaltige Pfeiler sie sind, jene innige Verwurzelung mit der eigenen Vergangenheit zu bewirken, welche vor allem dem städtischen Nachwuchs nottut, um unter den widerspruchsvollsten Einflüssen im gesunden heimatlichen Empfinden Stand zu halten. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß sich immer noch Verleger finden, die, von der abnehmenden Gunst des Publikums nicht abgeschreckt, einer ehrenvollen Tradition folgend, auf Weihnachten ein „Jahrbuch“ erscheinen lassen, wie das **Basler Jahrbuch im Verlage von Helbing & Lichtenhahn**. Da werden von berufener Hand, herkommengemäß, Lebensabrisse der im vergangenen Jahre verstorbenen bedeutenden Bürger der Stadt (diesmal Jakob Wadernagels und Karl Otto Gauß) gegeben, die Geschichte einer alten, verschwundenen Kapelle und der Legende des dazu gehörenden Heiligen (eines irischen Heiligen, Patrons der Seeleute und Schiffer), ferner die Reize eines alten Pfarrhauses und Gartens geschildert, die Geschichte des St. Jakobdenkmals erzählt; Briefe aus dem Freundeskreise Hans Hubers werden mitgeteilt u. a. m. Also eine reichhaltige Gabe, die in Beschaulichkeit — leider eine so seltene Tugend — genossen sein will.

Aber eben die Verbundenheit mit der Vergangenheit einer Vaterstadt schwindet, und wie soll sie geweckt werden?

Auch aus dem Jahrbuch für 1938 möchte noch auf das Lebensbild des hochschätzbaren edlen Pfarrers Benz nachträglich hingewiesen sein. Seitdem die Herren Geistlichen den Beruf zur Politik in sich entdeckt haben, ist es in der Welt wahrhaftig auch nicht besser geworden. Nur eine Stimme des Hasses mehr ist erschallt. Da tut es wohl, sich in das Wirken eines von der Seelsorge, von charitativer Tätigkeit, von der Predigt, bei einer schönen allgemeinen humanen Bildung, erfüllten Mannes zu vertiefen, zumal diese Erinnerungsseiten in außergewöhnlich guter Sprache abgefaßt sind.

Gerhard Boerlin.

Historisches aus St. Gallen.

Wilhelm Ehrenzeller: St. Gallen im Zeitalter des Klosterbruchs und des St. Gallenkrieges. Von der Einsetzung Ulrich Röschs als Pfleger bis zum Schwabenkrieg, 1458—1500. Festsche Buchhandlung in St. Gallen, 1938.

Vier Jahrzehnte ostschweizerischer Geschichte sind direkt und indirekt bestimmt durch die kraftvolle Persönlichkeit des aus dem Allgäu stammenden St. Galler Abtes Ulrich Rösch. Seine Tätigkeit verleiht ihm das Gepräge eines Renaissancefürsten. Ganz besonders hervorstechend ist dabei das Bestreben, aus den st. gallischen Landen, die er um das Toggenburg erweitert hat, einen straff organisierten herrschaftlichen Fürstenstaat zu machen. Doch schon die energische Reorganisierung der zerrütteten Wirtschaft des Klosters noch als dessen Pfleger, zeigt eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit. Die Verbindung von kirchlicher Würde und weltlicher Macht, eine Politik, die auch vor zweifelhaften Mitteln nicht zurückscheute, sind besonders charakteristische Züge. Sie finden ihren sichtbarsten Ausdruck in dem kühnen Unternehmen der Verlegung des Klosters nach Rorschach, wo der Abt, den einengenden Mauern der Stadt entfernt, in seiner Residenz, Kloster und Burg zugleich, als wahrer Fürst regieren wollte. Und doch hatte er sich verrechnet. Das Selbstgefühl der Stadt St. Gallen ließ sich nicht derart außer acht lassen. Wenn auch der Waldkircher Bund der St. Galler, Appenzeller und Fürstenländer nach dem Klosterbruch ohne Erfolg blieb und die Politik des Bürgermeisters Varnbüler Schiffbruch litt, die Stadt und Appenzell ihre größte Demütigung erfuhren, so war der Abt doch nicht Sieger. In der Abwehr gegen die Stadt hatte er sich von Anfang an auf die vier eidgenössischen Schirmorte gestützt. Damit war er in ihr Kraftfeld geraten und als Gewinner gingen die Eidgenossen aus dem Kampfe hervor, die sich damit die Ostschweiz sicherten. So ist es denn nur die konsequente Weiterentwicklung, wenn Abt und Stadt den Schwabenkrieg mit den Eidgenossen durchkämpfen — hatte doch gerade der Varnbülerprozeß die Spannung mit dem Reiche aufs äußerste erhöht — und beide St. Gallen, die ihre Zugehörigkeit zum Reich als Realität empfunden hatten, sich im Interesse eidgenössischer Politik nach den entscheidenden Schlachten vom Reich lösten.

Ehrenzeller hat in seiner Schrift ein meisterhaftes Bild Abt Ulrichs gegeben. Aufstieg und schließlicher Mißerfolg, die ganze Tragik dieses Mannes kommt vollendet zum Ausdruck. Dabei sind die politischen Verknüpfungen, die Stimmungswellen der Bürger und Landleute, die menschlichen Beweggründe aller Handelnden zu einem wohlabgerundeten und geschlossenen Geschehen vereinigt. Stärke und Schwäche und Notwendigkeiten eidgenössischer Politik erfahren ihre klare Beleuchtung. Und da zu diesen Vorzügen noch eine äußerst anregende Erzählungsform kommt, darf man die Schrift zu den gelungensten Darstellungen aus dem Gebiet der Schweizergeschichte zählen.

Paul Kläui.

J. J. Bodmer.

Johann Jacob Bodmer: Schriften. Ausgewählt von Fritz Ernst. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1938.

Als Band XXI der schön ausgestatteten Schriften der Corona veröffentlicht Fritz Ernst ausgewählte Schriften von Joh. Jac. Bodmer. Ein schwieriges Unternehmen, über dessen Probleme sich der Herausgeber selbst in einem Vorwort erklärt. Was soll auf knappen hundert Seiten von einem Werk geboten werden,

das doppelt so groß wie das Goethe'sche ist? Zunächst sieht Fritz Ernst von dem Philosophen und Moralisten ab, der sich durchaus in den Grenzen von Leibnizens Rationalismus bewegt. Damit fällt schon eine ganze Reihe von Bänden weg, darunter auch die „Discourse der Mahlern“, die Zeitschrift, mit welcher der junge Bodmer einst aufsehenerregend ins Zeitgespräch eingegriffen hatte. Ferner scheidet der Dichter aus, was gleichfalls niemand bedauern wird, auch nicht, wer die Begründung, die der Herausgeber gibt, anfechten möchte. Denn wenn Bodmer „die Epen um der Erbauung und die Dramen um der Politik willen“ geschrieben hat, so ist auch Gotthelf auf ähnlich undichterische Ziele ausgegangen und dennoch ein großer Dichter geworden.

Was bleibt, ist der Historiker, der die Gedanken anderer versteht, der „eine wahre Genialität zum Mitdenken und Mitbilden“ bezeugt. Ihm soll die Auswahl gewidmet sein. Somit enthält sie die Aufsätze über Miltons „Verlorenes Paradies“, über Dante, die Minnesinger, Chriemhildens Rache und die Klage, die wichtigsten Dokumente also jener Entdeckungen, mit denen Bodmer der Zeit vorausegeeilt ist, so weit, daß sie ihn, obwohl er lange darauf gewartet hat, nicht mehr einzuholen vermochte. Wer diese Schriften um ihrer selbst willen, als Essays, liest, wird sich freilich einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren können. Es bestätigt sich allzu sehr, daß, wie Fritz Ernst zu sagen wagt, ein schlechter Schriftsteller vor der Genialität des Inhalts steht. Bodmer gelang es nicht, auszusprechen, was ihn bei der Lektüre der lange verschollenen Poesie ergriff. Er konnte gleichsam nur den Finger heben und zeigen: Hier ist etwas!

So blättern wir weiter und stoßen auf eine Probe aus seiner Verdeutschung Homers. Mit Vossens Leistung können sich diese Hexameter zwar bei weitem nicht messen. Sie sind blässer und entbehren jener stereotypen Formeln, die Voss so trefflich zu prägen verstand, daß sie zum Gemeinbesitz weitester Kreise geworden sind. Dennoch wird der Historiker auch dem Bodmer'schen Homer Achtung, ja Bewunderung nicht versagen, zumal wenn er bedenkt, daß diese Arbeit noch in eine Zeit fällt, da ein Bürger sich bemühte, Homer in Lutherdeutsch und in Blankversen den Deutschen mundgerecht zu machen. Bodmers Schicksal erfüllt sich auch hier. Er trat vor den andern auf den Plan. Aber er war nicht stark genug, seine Stellung zu behaupten; und das Meiste, was er begonnen, mußte ein zweitesmal, als wäre er nie gewesen, erworben werden, um wirklicher Besitz zu sein.

Den letzten Teil bilden Historien, historische Erzählungen mit der Patina jener Bodmer'schen Pädagogik, von der uns Keller im „Landvogt von Greifensee“ einen Begriff zu geben weiß, eine Geschichte der Stadt Zürich für die Realschulen und endlich Anekdoten von Michael Zingg, die das Bild eines freiheitlichen Geistes aus dem 17. Jahrhundert überliefern.

So wäre der Ertrag dieser Sammlung ziemlich bescheiden, würde sie nicht durch die kurze Selbstbiographie des greisen Bodmer eröffnet, diese ergreifende Übersicht über ein Leben rastloser Arbeit und unentwegter Entdeckerslust, die uns erst das Ganze vom rechten Standpunkt aus betrachten lehrt. Wir spüren nämlich, daß hier nicht dieses oder jenes gilt und uns ein Maß von Bodmer zu geben vermag, sondern nur das Ganze seines Daseins und seiner Wirksamkeit, die sich, kaum übersehbar, verteilt, allem Einzelnen wenig von dem Gold des lebendigen Geistes beimischt, aber zusammengekommen dennoch einen gewaltigen Reichtum darstellt.

Emil Staiger.

Neuerscheinungen religiöser und theologischer Literatur.

Unter dem Titel **Die werdende Kirche** bringt **Otto Dibelius**, Furcheverlag, Berlin, 1938 eine außerordentlich lebendig geschriebene Auslegung der Apostelgeschichte. Die Erklärung ist gut fundiert und auf das Wesentliche gerichtet; sie ist ein recht gutes Muster dafür, wie man heute für die christliche Gemeinde das Bibelwort dem Volk und zumal einem gebildeten Zuhörerkreis nahebringen soll. Der Pfarrer für seine Vorbereitung, aber auch der Bibelleser für seine Privatlektüre, der Bibelkreis für seine Betrachtung — sie alle können hier viel lernen und schöpfen. — **Hanns Lilje**, **Die Lehre der zwölf Apostel**. Eine altchristliche Kirchenordnung. Textausgabe mit Einführung und Erklärung, Furcheverlag, Berlin, 1938. Diese erst 1883 aufgefundene urchristliche Schrift ist für die Er-

kenntnis der Sittenlehre, der Wiederkunftserwartung, des Kultes, der Ämter und Gaben in der ersten Zeit des Christentums — sie wird wohl in Syrien entstanden sein, um die Wende des 1. Jahrhunderts — von großer Wichtigkeit. Silje bietet eine gute Übersetzung, Einleitung und Erläuterung. Es ist lebhaft zu begrüßen, daß dadurch der weiteren Öffentlichkeit, nicht allein den Fachleuten, Gelegenheit geboten wird, dies dem Neuen Testament so nahestehende, bedeutsame Dokument auf sich wirken zu lassen. Vor allem die Abendmahlsgebete sind eine erhebende Gabe an die Gemeinde aller Zeiten. — **Sören Kierkegaard, Im Zwange des freien Gewissens.** Gedanken über Gott und Mensch. Aus den Tage- und Nächtebüchern. Ausgewählt und übersetzt von **H. Dollinger.** Furcheverlag, Berlin, 1938. Aus den von Prof. B. Kuhr, Kopenhagen herausgegebenen **S. Kierkegaards Papiere**, aus dem 10. Bande, der Aufzeichnungen aus den Jahren 1849—1852 umfaßt, ist diese schöne, wertvolle Auswahl getroffen. Kierkegaard zu rühmen, würde sein ironisches Lächeln hervorrufen. Diese Tage- und Nächtebücher führen in seine tiefste Gebetskammer und Werkstatt hinein. Hier ist eine Meditation, die unvergleichlich hoch über allem Denkerischen und Theologischen der heutigen Tage steht. Philosophie und Theologie unserer Zeit zehren und leben davon. Wie bei Pascal begegnet hier ein Zueinander der christlichen Anbetung und des Denkprozesses. Scharf scheidet er zwischen dem landläufigen Christentum, das er definiert als: „das Leben genießen, potenziert durch die Existenz einer Ewigkeit“ — und zwischen dem Urchristentum, das Glaube ist und eine ihm entsprechende ganz bestimmte Art Existieren: Nachfolge. Für die erste Abart findet er herbe Worte: „Der ganze Rest von Christlichkeit geht im Weihnachtstuchen auf“. Dieser Kampf wider das in menschlichen Egoismus übersehte Christentum ist jedoch in diesen geheimsten Niederschriften verbunden mit Andacht und strengster Selbstprüfung vor Gott. Der „unendliche qualitative Unterschied zwischen Gott und Mensch“, das Problem Glaube und Vernunft, Theologie und wahres christliches Sein als Wandel vor Gott ist das Hauptthema. Das Büchlein leistet Dienst als Reinigung und Vertiefung des Glaubens. Die Front gegen den Hegelianismus ist die zeitgebundene Mission. Von allen Seiten her flutet eine Fülle von Bildung herein, die aber nur dazu hilft, herauszustellen, was Wahrheit ist, im Licht der Christusoffenbarung. Wie stark sich Kierkegaard an Luther genährt hat, wird hier deutlich, aber auch Calvin hat ihn reich beschäftigt, und ebenso vertraut ist ihm der Pietismus: A. H. Francke, Tersteegen, Lavater, die Brüdergemeinde. Er sucht das wesentliche Denken, nicht dasjenige des Professors, der „das Paradox wegnimmt“. Daß sein Graben und Grübeln auch die pathologischen Gefahren des Genies zeigt, das immer auf Messers Schneide geht, weist hin auf die besonderen Seelenkämpfe, die diesem Übersensiblen beschieden waren, der aber auch durch Klippen, auf dem schmalsten Felsgrat kimmend, in der „Nachfolge“ ausharrt. — Von **Emil Brunner** liegen drei Schriften vor: **Das Wort Gottes und der moderne Mensch.** Furcheverlag, Berlin, 1937. Vorlesungen an der Universität Helsingfors, zu denen er vom Finnischen Pfarrerverein gerufen war, sind hier in populärer Form, etwa auf das Niveau einer Volkshochschule berechnet, dargeboten. Zum Teil trägt diese Aussprache geradezu Predigtcharakter. Die anthropologischen Ausführungen sind eine kurze, allgemein verständliche Zusammenfassung dessen, was hernach in seinem größeren Buche: **Der Mensch im Widerspruch** ausgeführt wurde. Die Lehre von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen (= Verantwortlichkeit) ist der Mittelpunkt. Auch der sündige Mensch behält das Gottesbild — aber als „verkehrtes“. Nicht ganz befriedigend ist auch hier die Auseinandersetzung mit der kirchlichen „Erbündenlehre“, indem einerseits gegen den Determinismus Stellung genommen wird und dann doch die Unvermeidlichkeit des Bösen und das Sündenverhängnis festgehalten wird, was doch eben der Kern jener Lehre ist. Das Motiv jedoch, das Verantwortungsbewußtsein zu schützen, ist in diesem Versuch durchaus die gesunde Mitte. Die Bibelfrage wird vor allem besprochen gegenüber den Veränderungen des Weltbildes, das das ehemalige antiquiert. Dadurch, daß Christus als das Zentrum der Bibel aufgewiesen wird, ist alles in die Geschichte hineingestellt, im Gegensatz zu der starren Inspirationslehre. In der biblischen „Urgeschichte“ bleibt bedeutsam: „alles, woran der Glaube ein Interesse hat“. Von einer Zerstörung der „Adamshistorie“ durch die Wissenschaft allerdings würde ich darum nicht sprechen, weil es im Grunde niemals eine Adams h i s t o r i e gegeben hat, sondern höchstens

ein Mißverstehen dieses in dichterisch-symbolischer Gestalt zu uns kommenden Offenbarungswortes als „Historie“. Die Probleme der Gemeinschaft werden sehr praktisch besprochen. Hier und da scheinen mir die Akzente zu negativ geipst. „Unsere Vergangenheit ist uns als unsre Schuld gegenwärtig“. Wirklich nur als das? Ist nicht auch beim Gottentfremdeten im Rückblick auf die Vergangenheit Bewußtsein der Gabe gegenwärtig, das dann beim Glaubenden zum Dank für die gebende Güte wird? Ferner: Ist Volksliebe nur Kollektivegoismus? Auch hier muß m. E. noch stärker mit der Gottesgabe Ernst gemacht werden, die das im Volkstum Gegebene sofort, als das im Dank Empfangene, über die Sphäre des Egoismus heraushebt. — Nach meinem subjektiven Urteil ist das Bedeutendste, was Brunner bisher geschrieben hat: **Wahrheit als Begegnung**. Sechs Vorlesungen über das christliche Wahrheitsverständnis, gehalten Herbst 1937 an der Universität Uppsala. Furcheverlag, Berlin, 1938. Die Fragestellung lautet hier: Das Verhältnis des Objektiven und Subjektiven im christlichen Glauben. Brunner zeigt, daß die Verwendung des Objekt=Subjekt=Gegensatzes im Verständnis der Glaubenswahrheit ein unheilvolles Mißverständnis ist. Die Orthodorie erliegt dem Mißverstehen des Objektivismus; der Pietismus, die Mystik, Schleiermacher, die psychologische und die Werttheologie aber jener fortschreitenden Subjektivierung, die schließlich zur skeptischen Selbstauflösung führt. Auch die heutige dialektische Theologie befindet sich wieder auf dem Wege eines einseitigen Objektivismus. Der Schaden liegt immer darin, daß man die biblische Offenbarung unter diesen Gegensatz des Objektiven und Subjektiven bringt, während die Urrelation, die in der Bibel vorliegt, vielmehr das Verhältnis der personalen Korrespondenz ist, wie es sich in der Korrelation von Wort Gottes und Glaube realisiert. Diese Grundkategorie wird nun lichtvoll und scharf systematisch durchgearbeitet und aufgezeigt im Rechtfertigungsglauben — der Glaubende tritt aus dem Objekt=Subjekt=Gegensatz heraus, weil Gott kein Etwas, sondern im unbedingten Sinne reines Du ist. Alles ist hier für unser Denken paradoxe-personale Korrespondenz. Allerdings ist der Glaube mit Lehre verbunden und Lehre kann nie ganz jenen Objekt=Subjekt=Gegensatz entbehren, aber Lehre ohne Glauben, ohne Heiligen Geist, erstarrt sofort zu Geisteslichkeit. Ebenso fruchtbar erweist sich die Durchführung jener leitenden Fragestellung bei der Dreieinigkeit, der Erwählung, der Gottebenbildlichkeit, der Sünde, dem Christusglauben, der Buße, dem Glaubensbegriff überhaupt, dem Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung, der Lehre von der Kirche, dem neuen Leben bis in die Vollendung. Brunner schließt mit praktischen Folgerungen für die Auffassung des Wirkens und Dienstes in der Kirche. Er hat hier etwas Ganzes vor unsre Augen gestellt und gezeigt, daß durch das Erfassen der Wahrheit als Beziehungswahrheit, als Verhältnis der personalen Korrespondenz zwischen Gottes Wort und Glaubensgehörjam verstanden, alles umgepflügt wird zu einem Geschehnis der Begegnung Gottes mit dem Menschen, indem göttliches Tun durch menschliches Tun aufgenommen wird. — Der akademische Vortrag: **Die Machtfrage**. Zwingliverlag, Zürich, 1938, hieße besser: Die Frage der geistigen Mächte unsrer Zeit, denn man erwartet etwa zuerst eine Auseinandersetzung mit der staatlichen Machtfrage. Es wird aber vielmehr eine Auseinandersetzung geboten mit den Mächten: Nationalismus, Rassismus, Internationalismus des Proletariates, Sexualismus, Mammonismus — und zwar in durchaus negativer Darstellung, so daß gezeigt wird, wie wir verkauft sind in schuldhaftem Schicksal unter diese fremden anonymen Mächte, von denen wir allein durch den wahren Menschen Christus erlöst werden. Die rein negative Darstellung, die hinausläuft auf die Erlösung, bringt es mit sich, daß der Hinweis auf die Gabe, die in all dem Karrierten und Entmenschten ursprünglich enthalten ist, zurücktritt, so daß gar das Bewußtsein der Schuld als das Kostbarste bezeichnet werden kann, was der Mensch hat — weil darin noch die Gottebenbildlichkeit zum Worte kommt! Ich glaube nicht, daß hier die biblische Wahrheit ganz zum Rechte kommt, daß vor unsrer Schuld Gottes Gabe steht, doch diese Verkürzung hat offenbar ihren Grund in der Zuspitzung des kurzen Vortrages, in dem nicht alles gesagt werden konnte. Sehr gewichtig spricht Brunner von der Aufgabe der Schweiz in der gegenwärtigen Krise. Sie hat ihre Stärke nicht im quantitativ Großen zu suchen, sondern in der Aufgabe, über der Freiheit und Menschlichkeit zu wachen, deren Gesetz wir aus der Hand des Schöpfers entgegenzunehmen haben. — **Johannes Müller, Vom Geheim-**

nis des Lebens. Erinnerungen. I. Sendung und Jugend. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin, 1937. Die Geschichte einer „verborgenen und hervorkommenden Bestimmung“ will Joh. Müller erzählen. Er weiß sich als Organ und Werkzeug einer besondern Aufgabe. Seine Herkunft aus einer Familie, die aus Bauernblut stammt und Bibelfrömmigkeit pflegt, ist bemerkenswert. Eine Zeit lang war der junge Theologe Judenmissionar, bis er seine eigentliche Aufgabe fand, die er in der ersten Zeit „Evangelisation unter den Entkirchlichten“ nannte. Das Lebensbuch Müllers hat Wert zumal auch durch die Schilderung all der Menschenbegegnungen. Es seien nur genannt: Franz Delitzsch und Adolf Harnack, von Egidy, Blumhardt in Boll und die Wuppertaler Freunde, Hans Thoma, Hermann Bahr, Fritz Lienhardt. Vor allem aber ist seine Freundschaft mit Heinrich Thobis und dessen Gattin mit großer Offenheit und in seltener Vertiefung dargestellt. Aber auch seine Verührungen mit dem Gemeinschaftschristentum (Uda von Krusenstjern). Er ist erfüllender Erlebnismensch, der eine Anziehungskraft auch auf die kleinen Kinder ausübt. Das bestimmt auch seine geistige Arbeit: Nur der starke Erlebnis-eindruck findet rechten Ausdruck bei ihm, nur das behält er, was ihm Erlebnis wird. Er folgt dem lebendigen Instinkt und Spürsinn und so ist auch sein Verkehr mit den Menschen: Er sucht ihr Grundwesen zu erfühlen. So ergibt sich auch als Leitfaden für seine Biografie: „Wie er entdeckte, was er nicht suchte, wie er wider Neigung und Willen geführt ward“. Trotzdem Müller sich dagegen wehrt, daß er in die „Geistesgeschichte“ gehöre — er sagt statt dessen: in die Natur und Wirklichkeit des Lebens — hat er ganz deutlich seinen Platz in der Epoche des Anti-Intellektualismus. Er flieht aus der theoretisch-kulturellen Geistigkeit der bloßen Gedankentüme und will dem Suchen der Zeit nicht durch Wissen und Dogmen, sondern durch „Leben und Erleben“ dienen. Er will experimenteller Naturforscher des Lebens sein und auf Grund der Erfahrung die Fragen des Lebens klären. Es ist bezeichnend, daß er sich Goethe verwandt fühlt und von Nietzsches Kulturkritik lernt, dagegen kein Freund von Kierkegaard ist. So geht er, befruchtet von solchen Elementen, an die Aufgabe heran, zu entdecken, wie sich durch Jesus die Bestimmung des Menschen verwirklicht. Theologisch kommt er her aus der positiv-schriftgläubigen Welt, jedoch sein Bruch mit allem Intellektualismus des „Jesaja menschlicher Erkenntnisgeschichte“ läßt ihn ganz abrücken von dem Fragen nach dem theologischen Verstand göttlicher Geheimnisse. Er richtet seinen Sinn allein auf das, was er bei Jesus die Nachfolge im Leben, das Hören und Tun des lebendigen Wirkens Gottes nennt. Immerhin hat er da seinen ganz bestimmten Platz, der auch durch eine theologische Phase bestimmt ist: Er vertritt sozusagen die Botschaft Jesu in einem Gegensatz zum paulinischen Evangelium, wenn auch vielleicht „Gegensatz“ zu scharf pointiert ist und eher ein Nichtgebrauchen der paulinischen Botschaft bei ihm festzustellen ist. Aber im Hintergrund steht doch — bewußt oder nicht bewußt — der Gegensatz Jesus-Paulus, wie er die damalige theologische Forschungsphase beherrschte. Müller ist der Gefahr nicht entgangen, die solche einseitige Benutzung der neutestamentlichen Botschaft mit sich bringen mußte. Er hat höchst Lebendiges und Anregendes über die Bergpredigt gesagt, aber wenn er als Norm „die Wirklichkeit und ihre göttliche Tiefe“ hinstellt und „in der Tiefe der Wirklichkeit die Grundwasser der Ewigkeit entdecken“ will, so erhebt sich immer wieder die Frage, ob hier Jesus nicht wiederum durch eingetragene „Begriffe“ umgestaltet wird — trotzdem der Theologiegegner das gerade nicht will. Aber Jesus wird nicht allein durch gedanklich erstarrte Dogmen verändert, sondern unter Umständen eben auch durch ein modernes Lebens- und Wirklichkeitsmotiv. Das zweite charakteristische Merkmal, das Joh. Müller zeitgebunden erscheinen läßt, ist seine kritische Stellung zur Kirche. Er gehört der Zeit an, die bei zunehmender Auflösung des kirchlichen Christentums die kirchenfreien Religiösen anregt und in freie Gruppen sammelt. Es ist zu bedauern, daß sein Zusammenprall damals nur erfolgte mit der kirchlichen Orthodogie des Wuppertals, daß es ihm nicht beschieden war, in einer späteren Epoche neu erwachten kirchlichen Lebens, in einer stärkeren und kräftigeren Luft, diese Auseinandersetzung zu vollziehen. Wer von der älteren Generation hätte nicht wenigstens eine Zeit lang unter dem Einfluß dessen gestanden, was er sein Ringen nach dem wahren Menschsein nennt? Mit seiner Parole: Persönlich leben, das heißt: selbständig, wesentlich, aus dem Innersten heraus, unmittelbar, unbefangen, vorurteilsfrei, dem schöpferischen Geschehen erschlossen

leben, hat er auf viele befreiend gewirkt und gegenüber manchen Erstarrungen darauf hingewiesen, daß es Jesus zu tun ist um die Herstellung echter Menschen, die ihre Bestimmung erreichen. Aber was er in diesen Zusammenhängen verkündete, war doch oft näher gerückt an das „Zurück zur Natur“ eines Rousseau, als an das Zeugnis Jesu selbst. Dies unmittelbar-ursprüngliche Leben ist manchmal mehr genial-naturhaft, anstatt durch Glauben geprägt. Trotzdem hat dies Leben und Ringen um neue Natur und Seinsweise etwas unbedingt Anfassendes. Und was er geworden ist und wollte, ist so eng verbunden mit seinen eigenen Erlebnissen, daß es daraus verständlich wird, daß er uns in größter Offenheit seine Bekenntnisse vorlegt, über die Erfahrungen seines Ehelebens nicht weniger aufrichtig sich äußert, wie über all seine literarischen Arbeiten (Ausgangspunkt: „Die grünen Blätter“) und all die Versuche und Krisen auf Schloß Mainberg, wo er jenes persönliche Leben pflegen wollte. Nicht von Joh. Müller beeinflusst, aber in dem Suchen nach dem echt Menschlichen ihm verwandt ist das Buch von **Hugo Ratmich, Von Weg und Ziel**. Eine Handreichung für heimliche Kinder Gottes. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Ludwig Köhler (dies ist der Autor). Zwingli-Verlag, Zürich, 1938. Diese weltlich-christlichen Andachten und Betrachtungen aus der Neuen Zürcher Zeitung haben verständlicherweise viele Freunde gefunden. Sie schlagen nicht unbedingt den Weg christlich-biblischer Unterweisung ein, sondern versuchen vom rein Menschlichen her den Boden zu bereiten für wichtige Grundmotive des Evangeliums. Sie führen in die Selbstbesinnung, in die Stille und wollen eine neue Durchseelung des Daseins erreichen, ein Aufrichtigwerden vor der Wahrheit, die nicht in Formeln zu finden und nicht in der Unruhe des Tages zu erhaschen ist. Sie haben vielleicht ihr Bestes in der wachen, auf den Nächsten gerichteten Liebe (so ist es echter gesagt, als „sozial“) und weisen durch ihre ganze Charakterart auf das hin, was bei Joh. Müller mehr vortragsweise verkündigt wird: daß es Gott zu tun ist darum, daß wir rechte, in den Tiefen und aus den Tiefen lebende Menschen werden. Das Büchlein ist ungemein reich und vereinigt weite Sicht, tiefe Lebenserfahrung mit einem dichterisch beschwingten, aber nie oberflächlichen Plauderton, der doch ein gutes Gespräch mit einem wertvollen Berater ist. Daß dieser durch Humor und Geradlinigkeit der Aussprache sich bewährt macht, gehört eben zu dem Menschlichen, das so anzieht. Er hat immer gute Einfälle und wenn er fest zusagt, tut er doch nicht nur weh, sondern ist immer hilfreich. Würde man ihn mit der theologisch-dogmatischen Elle messen, so würde dies seinem Zweck nicht entsprechen, denn er will Vorhofarbeit leisten. Dies tut er auch vollwertig. Möge er auch im Neuen Jahre mit frischem, getreuem Bemühen diese köstliche, besinnliche Volksseelsorge ohne Pathos und Kanzelton unter uns ausrichten. — **Friedrich Keller, Religion der Neuzeit**. Hans Jenz Verlag, Bern. Ohne Jahreszahl. Diese Schrift ist nicht leicht zu besprechen, weil das Wohlmeinende sich zu sehr mit dem Unzureichenden vereint. Sie ist nicht in straffen Gedankengängen, sondern aphoristisch dargebotene Erwägung eines stark von der Aufklärung beeinflussten, sehr subjektiv Orientierten, der das, was ihm persönlich wichtig geworden ist, ausbreitet, aber nun doch mit eines Art theologischen Anspruches. Er kommt vom Einen auf das Andre zu sprechen. Angesichts einer drohenden Weltkatastrophe will er darlegen, was sich heute schon mit „absoluter Sicherheit“ sagen lasse über die künftigen Anschauungen über Gott, Christus und das Evangelium. Zwar wird festgehalten an der Verkündigung des Vaters Jesu Christi, der die Menschheit führt, ja an der „Offenbarung in Jesus Christus“, aber dies doch wieder in sehr eigentümlicher Form. So kann er z. B. allzu ästhetisch reden von der „duftigen, künstlerisch zarten Lehre Jesu“. Und der Ausdruck „Sohn Gottes“ wird neutralisiert und auf die Menschheit übertragen. Die Parusieweißsagung wird als falsche Prophezeiung verworfen und dann doch wieder von einem Wiederkommen Christi gesprochen. Die kirchliche Lehre von der Erbsünde, Verdammnis, von der Grundverdorbenheit und Verdammungswürdigkeit des Menschen, vom Sühnetod Christi, gilt ihm als veraltet gegenüber der schlichten, sinreichen Botschaft Christi. Man hat dabei wachsend den Eindruck, daß hier keine in die letzten Tiefen reichende Auseinandersetzung mit dem biblischen Inhalt erfolgt, sondern nur eine umbiegende, man weiß nicht, nach welchen Normen verändernde Verflachung, denn nimmt man Jesu Botschaft ganz, wie sie ist, so wäre hier gerade im Blick auf die bekämpften Motive etwas ganz andres

wahrzunehmen. — **Gottfried Bretler, Seele vor Gott.** Zwingli-Verlag, Zürich, 1938. Edle Verse mit reinem Wohlklang, frei von allem Geschwätz, oft in einfacher Klarheit. Wenn dieser Dichter noch volkstümlicher und schlichter wird, könnte daraus Kirchenlied wachsen. Freilich hindert daran noch dies eine Wichtige, daß hier nur „Seele vor Gott“, nicht aber das „Wir“ der Gemeinschaft zur Geltung kommt. Aber es macht große Freude, solcher Lyrik zu begegnen, die aus der Begegnung mit Gott stammt und nicht nur aus der mit den eigenen Stimmungen und Gefühlen. — **Helene Helming, Der Weinstock.** Buch der jungen christlichen Familie. Herder, Freiburg im Breisgau, 1938. Mit zwei Bildtafeln und vier künstlerisch ausgeführten Schriftbeilagen. — Ein echt katholisches Familienbuch für die junge Ehe in feinsten, geschmackvoller Ausstattung, voll sinniger, geläuterter Kultur. Mit taktvoller Behandlung des Innersten und Heiligsten der Ehe vereint sich reiche religiöse Meditation, dichterische Verklärung und häusliche Wärme. Der konfessionelle Sakramentalismus tritt kräftig hervor. Das Buch ist nur für das katholische Haus bestimmt. Es erweckt aber auf Schritt und Tritt die Frage, ob nicht auch von evangelischer Seite ein entsprechendes Ehebuch für junge Brautpaare eine wichtige Aufgabe wäre. Freilich müßte sie mit gleichem Geschmak und mit gleicher geläuterter Bildung geleistet werden. Etwas Vorbildliches liegt darin, daß hier nicht nur ein Predigtbuch der Betrachtung, sondern auch ein Hausbuch des menschlich Sinnigen geboten ist. — Nur bedingt gehört in die Besprechung von Neuerscheinungen religiösen und theologischen Schrifttums: **Die Ernte. Schweizerisches Jahrbuch 1939. Herausgegeben von der Garbe-Schriftleitung.** Fr. Reinhardt, Basel. — Mit feinem Geschik und erlesenem Geschmak wird hier für das schweizerische Haus ein reicher Strauß gewunden. Wenn wir am Schluß unsrer Übersicht doch noch auf dies Jahrbuch hinweisen, so geschieht es in unsrem Zusammenhang darum mit einem gewissen Recht, weil das Reine und Saubere dieser Auswahl, die hier begegnet, mit Zug gerade diejenige Peripherie des Menschlichen einbezieht, wie sie auch dem christlichen Hause niemals verloren gehen darf. Es ist gutes Schweizer Gut, das hier dargeboten wird — in den kleinen Erzählungen von Hermann Hesse, Ida Frohnmeyer, Tina Truog-Saluz, Emil Balmer, E. D. Marti u. a. Besonders sei hingewiesen auf die innig-duftige Geschichte der jungfräulichen Märtyrerin Regiswindis von Helene von Verber, auf J. M. Camenzinds Schilderung aus China — wie er der Pest entrannt, auf die lebendige Vergewärtigung der Beleidigung der Bündner durch Schillers Räuber von Marg. Lavater-Sloman. Gut gewählte Gedichte, Naturschilderungen aus dem Leben der Vogelwelt, Technisches von der Schweizerischen Flugfahrt, schmücken den Reigen, am schönsten aber sind die Kunstbeiträge, von denen hervorgehoben seien die Zeichnungen des Solothurners Urs Graf (1480–1527) aus der Reisläuferzeit, mit der guten Einführung von Gertrud Lendorff, der prachtvolle Bauernkopf von Lukas Cranach d. Ä., die schönen Wiedergaben der Porträtkunst eines Matthäus Merian d. J. und H. Fr. Wasmann, dazu die Kopfbüste eines Mädchens aus Wadi Halsa von Hermann Hubacher. Gottlob Schrenk.

Neue deutsche Literatur.

Die vier Bücher, die hier aus den Neuerscheinungen herausgegriffen werden sollen, sind so verschiedener Wesensart, daß man sie vom Gesichtspunkt der künstlerischen Gestaltung kaum unter eine Kappe bringen kann, obschon sie alle vier nichts anderes wollen als mit der Kunst der Erzählung lebendiges Geschehen und Welt und Menschen deuten.

Julius Riener gibt in seinem Romane „Reise nach Trias“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, 1938) die Geschichte eines Mädchens, das als schiffbrüchige Waise in eine dänische Familie aufgenommen wird und im Karwendelgebirge in den Hafen der Ehe einfährt. Der Autor stammt zwar aus dem Süden, aber er erzählt diese Geschichte ganz in der Art, die man etwa aus humoristischen Romanen Skandinaviens kennt: voll Ironie, voll Freude an menschlichen Kuriositäten, mit einem schrulligen Humor. Und doch bricht sich durch diese Darstellungsweise immer wieder urtümlich Lebensechtes Bahn und schafft feltjame Kontraste, in denen der eigentliche Reiz des Buches zu suchen ist.

Der Ostpreuße **Ottfried Graf Finkenstein** könnte sich wohl nie bei einem solchen Schwebezustand unausgeglichener Kontraste beruhigen: er zielt auf ein Ende und sucht die Klärung. So erzählt er in dem Romane „**Die Mutter**“ (Eugen Diederichs-Verlag, Jena, 1938) die Geschichte einer jungen Arztfrau, die nach dem Tode ihres Gatten den Weg zu sich selber und zu ihrer Aufgabe, zur völligen Hingabe an die Erziehung ihrer fünf Kinder, finden muß. Merkwürdig ist die Erregtheit des Erzählertones mit den vielen Wendungen, die den Leser direkt anreden und das Ganze als etwas zu Gesprächig erscheinen lassen — wir stellen uns jedenfalls die Ostpreußen zurückhaltender vor. Doch bleibt mancher starke Eindruck haften: die ostpreußische Kleinstadt und der Gutshof und sehr viel menschlich Ergreifendes, das in edler Lauterkeit an uns herantritt.

Einen Nibelungenroman beschert uns **Friedrich Schreyvogel** unter dem Titel „**Heerfahrt nach Osten**“ (F. Bruckmann-Verlag, München, 1938). Man erschrickt erst gelinde, da man aus dem Vorwort entnimmt, daß der Autor beabsichtigt, den Stoff der Nibelungenjage in den Gang des geschichtlichen Geschehens einzuordnen. Die Sage ist dichterische Gestaltung der Wirklichkeit und hat als solche ihren Sinn. Was für einen Sinn soll es haben, fragen wir uns, sie wiederum zur Wirklichkeit zurückzudichten? Aber wenn man auch an diesem Zweifel festhält, so wird man doch nicht ohne Anteilnahme verfolgen, wie Friedrich Schreyvogel sein Vorhaben ausführt, denn er schreibt mit dem ganzen Rüstzeug eines erfahrenen Darstellers, und er weiß ein ausgezeichnet geschlossenes Bild zu wirken. Er beschränkt sich auf den Stoffkreis, den man mit dem Stichwort „**Kriemhildens Rache**“ umschreibt, hebt an mit der Werbung Ekels um die Burgunderin und führt in farbenfatter Erzählung bis zum düsteren Ende, wo halb visionär noch der Kampf auf den fatalaunischen Feldern einbezogen ist.

In den kleinen Reclam-Hefchen, die ja längst ihr ursprüngliches Gewand gegen ungemein ansprechende Kartoneinbände eingetauscht haben, lesen wir eine Novelle von **Josef Martin Bauer**: „**Die barocke Kerze**“ (Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig, 1938), und man darf sagen, daß sie der Aufnahme in diese für das deutsche Schrifttum so wichtige Schriftenreihe würdig ist. Es ist eine richtige Novelle, ja ein Musterbeispiel für eine richtige Novelle: sie hat eine durch ihre Ungewöhnlichkeit frappierende Fabel, einen sorgfältigen Aufbau, eine sehr angenehme erzählerische Haltung und zugleich Unausgesprochenes, das manchmal auch in einer Erzählung stärker bannt als eine Flut von Worten.

Carl Günther.

Jakob Schaffner: Der Gang nach St. Jakob. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. 1937.

In diesem Buche hat Jakob Schaffner den Stoff zu seiner Erzählung der schweizerischen Vergangenheit entnommen. „**Der Gang nach St. Jakob**“ spielt in jener für die Eidgenossenschaft wichtigen Zeit, in der 1444 ein kleines eidgenössisches Heer einer vielfachen Übermacht von Armagnaken mit dem Preis vollständiger Vernichtung in heldenmütiger Weise zu St. Jakob an der Aare Einhalt gebot. So bildet der Freiheitsgedanke das Grundmotiv der ganzen Erzählung. Um der Freiheit willen ziehen die Eidgenossen in den Krieg und der Wunsch nach Befreiung vom Druck der Fremdherrschaft gibt ihnen die Kraft, standhaft im Kampfe auszuhalten, bis der letzte Mann fällt. Schicksalhaft vollzieht sich, was nicht anders kommen konnte: „Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit weisen die Eidgenossen einen Sturm nach dem andern ab. Sie arbeiten wie die Träumenden und schlagen wie in göttlicher Eingebung“.

Durch die Schilderung eines Einzelschicksals versteht es Schaffner, sowohl die Tragik des historischen Geschehens als auch die besondere Problematik jener Zeit eindrücklich zu gestalten. Der junge Bauer Hans Schaffner steht zwar noch unter fremder Herrschaft, schließt sich aber aus Heimatliebe und dem erwachenden Bedürfnis nach Freiheit den Eidgenossen an und kämpft bis zum Untergang an ihrer Seite mit. Dieser Untergang, so tragisch er auch ist, hat hier nichts Bedrückendes, nichts Schweres haftet ihm an. Er wird geschildert als ein freudvoll gebrachtes Opfer für den Sieg über die Knechtschaft. — Die schöne Sprache und die meisterhafte Formung des Stoffes tragen dazu bei, dem Buch viele Freunde zu sichern.

M. Guher.

Deutsche Kunst an der Zips.

Oskar Schürer und Erich Wiese: Deutsche Kunst in der Zips. 480 Abb. auf Tafeln und eine Karte; 60 Textabbildungen. Verlag Rud. M. Rohrer, Brünn, Wien, Leipzig. 1938.

Die Zips ist eine in der letzten Zeit viel genannte deutsche Sprachinsel in den südlichen Tälern der Karpathen, am Fuße des hohen Tatra. Der Bezirk gehörte seit dem 11. Jahrhundert, mit wenig Unterbrechungen, wie die ganze Slowakei, zu Ungarn, ist aber nach dem Weltkriege mit dem Staate der Tschechen vereinigt worden und auch jetzt nicht an Ungarn zurückgekommen. In den Gebirgstälern haben schon einmal, vor zwei Jahrtausenden, Kelten und Germanen gehaust, aber diese zogen im 6. Jahrhundert nach Westen und Süden ab, und Urwald überdeckte seither Jahrhunderte lang Täler wie Berge.

Die Rodung und Wiederbesiedelung erfolgte unter den ungarischen Königen, seit dem 12. Jahrhundert hauptsächlich durch deutsche Siedler, die nun den Boden wohl intensiver zu bearbeiten mußten als die alten Germanen. Sie haben auch den großen Mongolensturm von 1241/42 überdauert, indem sie sich auf eine keltische Fluchtburg, die im Süden des Landes liegt, zurückziehen konnten, eine Befestigung also, die aus einem früheren Jahrtausend stammte. Nach dem Abzug der Mongolen blühte das Land rasch wieder auf und die Deutschen wurden von den Königen, wie es einst auch in Böhmen geschah, mit Privilegien ausgestattet und geschützt, offenbar nicht nur als Siedler, die das Land urbar machten, sondern auch als Grenzschutz gegen die nördliche Einfallspforte von Galizien her. Das Land wurde nun nach deutscher Art, statt mit Palissadenzäunen, durch Burgen gesichert, und es erhoben sich neben diesen allmählich die Kirchen, die heute noch erhalten sind. Es folgte im 14. Jahrhundert die Blütezeit unter den Königen aus dem Hause der Anjou. Der materielle Aufschwung und der der Kunst dauerte noch länger, bis ins 16. Jahrhundert. Die Kunst der Gegenreformation hingegen kam erst mit dem 18. Jahrhundert, und der Spätbarock spielte nicht die Rolle wie in Süddeutschland. Nicht nur der Ackerboden, sondern auch die Bergwerke des Zipser Erzgebirges und der Handel brachten Wohlstand und im Gefolge auch Anregungen aus aller Welt. In der Reformationszeit studierte die Jugend in Deutschland. Freilich, für das Deutschtum der Bewohner ergaben sich Nöte und Schwierigkeiten schon seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts, zunächst durch die Verpfändung einer Anzahl deutscher Städte an Polen durch König Sigismund, dann durch die Hussitenkriege, durch die das Ländchen erst recht zu einer Sprachinsel geworden ist; ferner durch die Gegenreformation und schließlich durch die Zentralisationsbestrebungen der Habsburger und der Ungarn. Aber die Zipser Städte haben ihre Sprache und ihre protestantische Konfession bis heute behalten.

Was nun zwei deutsche Forscher hier an deutscher Kunst aus dem 13.—16. Jahrhundert gefunden haben, übersteigt alle Erwartungen, besonders wenn man erwägt, daß die Zahl dieser Bewohner auch in der Blütezeit 60 000 kaum überschritten hat. Noch heute zählt das größte Städtchen nicht mehr als 6800 Einwohner, und auch diese sind nur zum größten Teil Deutsche.

In der Kunst Ungarns war schon im Anfange des 13. und dann wieder im 16. Jahrhundert der Einfluß Italiens von Bedeutung gewesen, wie heute in der Politik. Das hat, wenn auch nicht erheblich, auf die Zipser Kunst im 13. und mehr noch im 16. Jahrhundert eingewirkt. Entscheidend aber war vorerst, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, Mitteldeutschland: Bamberg, Raumburg und Magdeburg; seit dem Ende des 14. Jahrhunderts Österreich. Außerdem kamen in dieser Zeit vielleicht auch noch Einflüsse aus Böhmen dazu.

Auf dem Gebiete der Plastik sind einige Skulpturen aus dem 13. Jahrhundert erhalten, die an Straßburg, Mainz und Bamberg erinnern. Ende des 14. Jahrhunderts folgt der greifbare Einfluß von Schlesien und Wien. Aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts existieren eine größere Zahl von bedeutenden Schnitzaltären eines Meisters Paul, bei dem der Einfluß von Veit Stoss nachgewiesen ist. Gelingt es selbst ein Zusammenhang mit einem Werke Riemenschneiders zu beobachten.

Andererseits hat ein Jakob Raschauer, offenbar ein Deutscher aus dem nahen Raschau, die großartigen Figuren des ehemaligen Hochaltars im Freisinger Dom

von 1443, jetzt im Münchener Nationalmuseum, geschaffen, nachdem er vorher seit 1429 nachweisbar auch in Wien tätig gewesen war. Arbeiten seiner Stilart, wenn auch nicht seiner Hand, sind auch noch in Kaschau nachzuweisen gewesen. Es erinnert das an den Goldschmied Albrecht Dürer, den Vater des Malers, der auch ein Kolonialdeutscher, wenn auch aus einer andern Gegend Ungarns, war und dann nach Nürnberg gekommen ist.

Ähnlich war auch der Zusammenhang mit deutschen Schulen und Meistern auf dem Gebiete der Malerei. In der Klosterkirche von Donnersmark befindet sich in einem modern gotischen Altar ein Tod der Maria aus der Zeit von 1450, der offenbar von dem rühmlichst bekannten Meister des Tucheraltars in Nürnberg stammt. Könnte dieses Werk nun auch in neuerer Zeit nach der Zips verschlagen worden sein, so sind doch aus derselben Zeit Gemälde erhalten, die alter Besitz sind und mit dem Meister eines Barbara-Altars von 1447 in Breslau zusammenhängen. Später, um 1480 etwa, also noch zu Lebzeiten des Meisters, wurden Stiche von Schongauer kopiert, zu Beginn des 16. Jahrhunderts frühe Holzschnitte von Cranach und Schaufelin.

Wie also die gelehrte Jugend nach dem Mutterlande zog und sowohl humanistische wie lutherische Schriften wieder in der Heimat gelesen wurden, so haben auch die Künstler in Deutschland gelernt und deutsche Vorlagen in ihren Werkstätten benützt, gelegentlich aber auch im Stammlande Ansehen und Aufträge errungen.

Ein großes, zum Teil erstmalig veröffentlichtes und neu gefundenes Material an Kunstwerken, nebst dem Schrifttum über diese Kunst in verschiedenen Sprachen, liegt nun in einer wirklichen Verarbeitung vor. Sowohl Oskar Schürer, der die Architektur, als Erich Wiese, der die Erzeugnisse der übrigen Künste bearbeitet hat, kannten bereits die Kunst der engeren heimischen Bezirke wirklich und haben sich durch Publikationen über die deutsche Kunst im Reiche und in Böhmen Verdienste erworben; Wiese namentlich durch die Arbeiten über die Malerei und Plastik in Schlesien. Zu ihnen gesellte sich aber ein ganzer Stab von Mitarbeitern: Architekten, die die Bauten vermaßen und die Textabbildungen zeichneten, Übersetzerinnen der magharischen, tschechischen, slowakischen und polnischen Kunsliteratur, Kunsthistoriker aus Böhmen und Berlin, endlich auch Studenten der Universität Halle, denen durch diese Pionierarbeit eine unvergleichliche Schulung für das spätere Leben geboten werden konnte.

Man fühlt, wie jener Ansporn, der in der Freude des Entdeckens liegt, die Riesenarbeit in so kurzer Zeit bewältigen half. Die Kunst der unmittelbar angrenzenden Gegenden, die natürlich neben dem deutschen Stammlande gelegentlich auch wichtig ist, soll in einem weiteren Werke behandelt werden und wird natürlich manchen Fingerzeig zur Beantwortung von Fragen geben, die noch offen gelassen werden mußten. Eine Kritik im Einzelnen ist natürlich hier nicht möglich, wohl aber ein günstiges Urteil über die Gesamtleistung. Das Hervorragendste ist in großen und guten, das Nebensächlichere doch in kleineren Reproduktionen wiedergegeben, und über fünfhundert Abbildungen geben eine gute Vorstellung von dem, was gefunden und verarbeitet ist.

Von allgemeinem Interesse ist es, hier an einem Beispiele zu sehen, in welchem Ausmaße die Epoche der deutschen Kunst, aus deren Ende Dürer, Grünewald und Holbein hervorgegangen sind, nach dem Osten gewirkt hat und wie stark die deutschen Kolonisten mit dem Mutterlande in einer Zeit verbunden blieben, in der eine weite Reise noch etwas ganz anderes als heute bedeutete.

Die Zipser Deutschen gelten als zähe und zugleich doch wieder als weltoffen. Ein lokaler Einschlag ist denn auch trotz aller Anregungen selten zu verkennen. Er kommt auf dem Gebiete der Architektur in den zweischiffigen Anlagen kleinerer Kirchen des 15. Jahrhunderts und besonders auffallend im 16. Jahrhundert in den zinnengekrönten, massigen freistehenden Glockentürmen zur Geltung. Trotz solcher Eigenarten, die den Städtchen ein etwas fremdartiges Aussehen verleihen, hält die Kolonie, in der Blütezeit ihrer Kunst, mit den Geistesbewegungen des Mutterlandes, wie sich aus den Nachweisen im Text und auch schon aus den Abbildungen ergibt, merkwürdig Schritt. Beständig müssen Anregungen herübergekommen, gelegentlich auch hinübergegangen sein. Auch wurden mitunter Künstler beschäftigt, die selbst großartige Wirkungen zu erzielen mußten.

Die besondere Vorliebe für den Schnitzaltar der deutschen Spätgotik ist hier wie in einem anderen Grenzgebiet der deutschen Sprache, im Bistum Chur, nicht zu verkennen. Auch sonst finden sich in der Kunst dieses gebirgigen Durchgangslandes mit seinen markigen Bewohnern auffallende Analogien mit der Kunst Graubündens, deren Inventar wir vor kurzem an dieser Stelle besprochen haben.

H. A. Schmid.

Militärische Literatur.

Der erste der Völkerbundskriege. Seine Zeichen und Lehren für kommende. Von Generalmajor J. C. F. Fuller. Rowohlt-Verlag, Berlin 1938.

So eigenwillig Fuller als aktiver Offizier die totale Mechanisierung und Motorisierung propagierte, so originell behandelt er nach seinem Rücktritt die militärischen und militär-politischen Probleme, immer aggressiv, Hebe nach allen Richtungen ausleitend, aber dennoch logisch gut fundiert. Der englische Major Jarvis hat nicht unrecht, wenn er im „Observer“ schreibt, daß man, selbst wenn man Fullers Argumenten nicht überall zustimme, doch das unbedingte Gefühl hätte, Fuller habe recht.

Unter dem ersten der Völkerbundskriege versteht der Verfasser den italienisch-abyssinischen Krieg, für den er die Ideologie des Vertrages von Versailles und den Völkerbund als dessen Vollstrecker verantwortlich macht. Bei der Behandlung der militärischen Lehren des Krieges treten die bekannten Fullerschen Ideen über neuzeitliche Kriegsführung wieder in den Vordergrund. Zu bedenken bleibt immerhin, daß der Verfasser persönlich auf dem Kriegsschauplatz anwesend war, und daß deshalb seinen Behauptungen größere Bedeutung zukommt, als irgend einer theoretischen Spekulation. — Für Fuller steht es fest, daß der Völkerbund weiteren Unruhestoff für noch viel katastrophalere Kriege bringen werde und er sieht vor seinem geistigen Auge die große Auseinandersetzung zwischen Internationalismus und Nationalismus, zwischen Bolschewismus und Faschismus. Anschließend an diese Perspektiven untersucht der Verfasser eingehend die Art und Weise, wie totale Kriege geführt werden müssen und behandelt im Einzelnen die Grundlagen einer totalitären Taktik. — Das Buch schließt indessen nicht mit diesem düsteren Kapitel, sondern es versucht Wege aufzuzeigen, wie zukünftige Kriege vermieden werden können und vor allem, wie von vorne herein deren Ursachen zu beseitigen sind.

Alles in allem ein überaus geistvolles Buch, das kaum ein Problem unberücksichtigt läßt und sich bemüht, die inneren und äußeren Zusammenhänge zu zeigen. Wer sich mit den Fragen neuzeitlicher Kriegsführung beschäftigt, kann nicht an Fuller vorbeigehen. Und sobald er sich mit Fuller beschäftigt, wird er in seinen Bann gezogen und hat sich mit seinen Ideen auseinanderzusetzen.

Gustav Däniker.

Carl von Bardolff. „Soldat im alten Österreich“. Eigen Diederichs Verlag, Jena 1938.

Bardolff gehört nicht zu jenen Führern, die während des Weltkrieges allererste Stellen einnahmen und demzufolge auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurden. Er ist der Typus des Generalstabsoffiziers, der wohl mitbestimmend an wichtigen Ereignissen teilnahm, zu Folge seines Dienstalters aber stets im Hintergrund blieb.

Es ist für den Leser von besonderem Reiz, Bardolff in die eigenartigen Verhältnisse zu folgen, die im Heer des Kaisers Franz Joseph herrschten. Der Werdegang des Verfassers läßt den Pulschlag einer längst vergangenen Welt nachfühlen, in der Offiziere die Sprache ihrer Untergebenen nicht kannten und auch keine Anstalten trafen, sie zu beherrschen; wo es möglich war, daß ein Leutnant in kaiserlicher Audienz eine Umteilung zu einem andern Regiment erreichte; wo Manöverabschlüsse den Charakter eines gut inszenierten Theaterstückes annahmen. Doch waren auch dort Soldatentum und Selbstverleugnung die Grundlagen des Ganzen. Die Leistungen der Armee im Krieg haben es bewiesen.

Da Bardolff von 1907 bis zur Mordtat von Serajewo die Stelle eines Flügeladjutanten und Vorstandes der Militärkanzlei des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand bekleidete, ist er gewiß wie wenige dazu berufen, uns dessen umstrittene

Persönlichkeit näher zu bringen. Er tut dies in vornehmer und 'gerechter Art, wehrt unberechtigte Anwürfe ab, ohne die Fehler seines Herrn zu vertuschen. Bardolff scheint es fraglich, ob der Erzherzog die geschmeidige und doch feste Hand besaß, derer es bedurft hätte, um die Monarchie zusammenzuhalten.

Den Krieg erlebte der Verfasser zunächst als Brigadefeldkommandant, später als langjähriger Generalstabschef der Armee Böhmen-Ermolli. Zu Kriegsende führte er eine Division und wurde von Kaiser Karl zu mannigfachen Sonderaufträgen herangezogen. Als alles einstürzte, hätte er, als Frontgeneral, dem der Ruf eines starken Mannes vorausging, das Kriegsministerium übernehmen sollen.

Alle Begebenheiten, an denen der Verfasser durch unmittelbares Handeln beteiligt war, werden lebhaft und ansprechend geschildert, lebendig ist auch das Bild des Niederganges bis zum endlichen Zusammenbruch. Eher farblos hingegen sind die Abschnitte, die sich mit seiner Tätigkeit als Generalstabschef befassen. Der Charakter des Verfassers spiegelt sich gut in diesen Zeilen. Bardolff ist ein tatkräftiger und selbstbewußter Soldat, hart gegen sich und rücksichtslos im Durchsetzen dienstlicher Forderungen. Handeln ist seine Stärke und so bleiben in seiner Erinnerung vor allem diejenigen Lebensabschnitte haften, in denen ihm unmittelbare Einwirkung auf den Gang der Ereignisse gegeben war. Die Geschmeidigkeit des Diplomaten ging ihm, der gegen seine innere Bestimmung so oft mit Politik vermennt wurde, ab. So blieb ihm auch auf diesem Felde der Erfolg versagt.

Die Lebenserinnerungen der ganz Großen dienen nur allzu oft dazu, Geschehnisse zu verfärben. Gerade deshalb sind Bücher, wie das vorliegende, besonders wertvoll. Sie gestatten Einblicke in die Tiefe einer Zeitperiode, über die man heute nur zu sehr geneigt ist, unsachlich zu berichten.

G. Büßlin.

Ein Kriegsroman.

Friedrich Sailer, Brücke über das Niemandsland, Kriegsroman. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1938.

Während ein Geist nationaler Aufrichtung und Besinnung durch den größten Teil des deutschen Schrifttums unserer Tage zieht, erfüllt diesen Kriegsroman ein milder Geist internationaler Verbrüderung; ein Geist, der für den internationalen Zusammenschluß aller Kämpfenden wirbt, einer ebenfalls internationalen Gesellschaft von Helden zum Troste, der es Lebensbedürfnis scheint, Kriege zu entfesseln, indem sie Große und Kleine hüben und drüben solange voreinander scheu macht, „bis sie sich schließlich doch an die Gurgel“ fahren. Und die sich an die Gurgel fahren, sind daher ausnahmslos Hampelmänner dieser dunklen Drahtzieher. Die „Brücke über das Niemandsland“, das heißt die Verbindung von Front zu Front allein kann die Befreiung aus diesem unnatürlichen und unerträglichen Zustande bringen.

Soweit kommt es freilich in diesem Roman nicht ganz: es ist nur der entfliehende Geist des Gefreiten Kroll, der die Brücke erschaut, darauf „eine nicht endenwollende Reihe von Soldaten, feldgrau, horizontblau, khakigelb . . . herüber und hinüber marschiert,“ . . . die „Flammen der Kameradschaft der Kämpfenden“ tragend. Es bleibt vielmehr bei einzelnen, auf merkwürdigen Zufällen beruhenden Begegnungen zwischen den beiden Hauptpersonen des Romans: einem deutschen Vizefeldwebel und einem französischen Sergeanten und späteren Offizier, — Begegnungen, während welchen über die Notwendigkeit des Krieges, über Haß und Liebe philosophiert und im übrigen über das geredet wird, was der Augenblick und die Lage gerade ergeben.

Der Wirklichkeitsfremden Tendenz dieses Romans entspricht auch die zur Darstellung gebrachte Handlung. Sie ist sonderbar und gekünstelt, sodaß sie nicht überzeugen kann. Darüber helfen weder die zum Teil sehr schönen Aufnahmen aus dem Krieg hinweg, von denen einige Bezug haben auf die Gegend, in der die geschilderten Ereignisse sich abspielten, noch die an einer besonderen Stelle vorgebrachte Bemerkung, die dargestellte Gefechts-handlung entspreche hier den historischen Tatsachen nicht, gleichsam als ob sonst an der Echtheit des Geschilderten nicht gezweifelt werden dürfe. In den Erlebnissen des Helden des Romans, des Vizefeldwebels Mack, spielt aber der Zufall eine so große Rolle, daß sie weder echt sein noch echt wirken können. Als Beispiel die Begegnungen mit dem Franzosen: Auf

der Flucht aus französischer Gefangenschaft durchschwimmt Mack die Maas. In seinen Kleidern läßt er am Ufer Bilder zurück, auf denen ein französischer Sergeant, namens Bouisson, seine Tante und seine Cousinen erkennt. Da Bouisson befürchtet, daß seine in der von den Deutschen besetzten Stadt St. Mihiel wohnenden Verwandten landesverräterische Beziehungen zu den verhaßten Boches pflegen, will er sie auffuchen. Er passiert, ebenfalls die Maas durchschwimmend, die deutschen Linien und bringt in die Stadt ein. Als Mack vor dem Haus seiner Freundinnen steht, fällt ein Schuß aus dem Hause, er sinkt schwer getroffen um. Bouisson hat geschossen, Mack aber verdächtigt Madeleine, die Beste seiner Freundinnen. Einige Zeit später treffen sich Mack und der inzwischen zum Leutnant beförderte Bouisson wieder und zwar als gemeinsam Verschüttete in einem Bergwerk, 400 Meter unter der Erde. Hier lernen sich die Beiden kennen, auf Grund der erwähnten Bilder, die Bouisson bei sich trägt. Bouisson gesteht, daß er geschossen, Mack ist glücklich, daß es nicht Madeleine war. Wieder vergeht einige Zeit. Dann kommt die dritte Begegnung, neuerdings an einem andern Teil der Front: In der Annahme, Amerikanern gegenüber zu liegen, fordert ein deutscher Vorpostenkommandeur den feindlichen Kommandanten auf, durch je einen Vertreter beider Parteien, in der Mitte zwischen beiden Fronten, wegen gemeinen und feigen Benehmens eines jungen amerikanischen Offiziers gegenüber einem deutschen Kriegerfreiwilligen, zu verhandeln. Als Vertreter begegnen sich im Niemandsland . . . Mack und der eben in diesen Frontabschnitt für diese Begegnung rechtzeitig eingetroffene Bouisson. Und sie sprechen von Madeleine. Schließlich begegnen sich Mack und Bouisson zum vierten Male: Mack, auf dem Rückzug in einem Fort verschüttet, wird unter Leitung von Bouisson ausgegraben und dem sichern Tode entzissen.

Dies mag genügen. Man wird mühelos noch Manches finden, was selbst unter Zubilligung großer Freiheit in der romanhaften Gestaltung des Stoffes als unecht empfunden wird.

In der Ankündigung dieses Buches schreibt der Verlag, dieser Kriegerroman helfe Brücken schlagen vom deutschen zum französischen Volke. Darauf ist zu erwidern: es besteht wenig Aussicht, daß die beiden Völker durch solche Roman-schreibung einander näher gebracht werden.

G. J. Roessler.

Neue militärische Bücher.

Heer und Staat in der deutschen Geschichte. Von Dr. Ernst Rudolf Huber, Professor der Rechte in Leipzig. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg, 1938.

Das Wehrrecht ist ein unmittelbarer Ausdruck der politischen Ordnung und nicht etwa nur eine technische Regelung der Wehrorganisation. Dies geht aus dem vorliegenden Werke des Leipziger Verfassungsrechtlers deutlich hervor. Es behandelt die Entwicklungsstufen der Heeresverfassung vom germanischen Volksheer bis zum Heer des Weltkrieges und zeigt, wie das Wehrrecht sich in die Verfassung je nach Verhältnissen verschieden eingeordnet hat. Dementprechend ändert auch die militärische Führung, die das eine Mal in den Händen eines Kriegsrates liegt, ein anderes Mal — wie etwa zur Zeit Wallensteins — von der politischen Führung vollständig getrennt sein kann. Unter Friedrich dem Großen waren politische und militärische Führung völlig miteinander verbunden, währenddem sie zur Zeit der Weimarer Republik nicht nur von einander getrennt waren, sondern zueinander im Gegensatz standen. Die Konsequenzen der verschiedenen Lösungen sind scharf herausgearbeitet.

Gerade heute, da wir bei uns endlich daran gehen, diese Verhältnisse von Grund auf zu überprüfen, vermittelt das Werk Huber's eine Fülle der Belehrung, die wir allen Grund haben, uns zu Nutzen zu ziehen.

Führer und Soldaten in der großen Kriegsgeschichte. Von Wilhelm Rohlhaas. Horst Siebert Verlag, Berlin, 1937.

„Den Kameraden, denen Dienst oder Beruf keine Möglichkeit zum Studium dickleibiger Werke läßt, soll diese Schrift einen Überblick über die großen Tage der Kriegskunst und einen Begriff vom Wesen ihrer Meister geben“. Mit diesen Worten

kennzeichnet der Verfasser selbst, worum es ihm bei der Herausgabe dieses Buches zu tun war. Und in der Tat handelt es sich um einen guten Überblick, den man gerne zur Hand nimmt, um sich anhand des flüssig geschriebenen Textes und anschaulicher Skizzen durch die Kriegsgeschichte führen zu lassen.

Deutsche Wehr. Wehrwissenschaftliches Schrifttum aus zwei Jahrhunderten, ausgewählt und erläutert von Dr. Kurt Hoffmann. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. 1938.

Es handelt sich um eine Zusammenstellung von Leseproben aus den wichtigsten Schriften von Friedrich dem Großen, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Moltke, Schlieffen, Hindenburg, Seeckt und Ludendorff. In einer kurzen Einleitung gibt der Verfasser jeweilen die wichtigsten Daten aus dem Leben dieser militärischen Denker.

Napoleon I. Darstellung der Kriege Caesars, Turennes und Friedrichs des Großen. Herausgegeben von Hans C. Friedrich. Friedrich Vorwerk Verlag, Berlin, 1938.

Während seines Exils auf St. Helena hat Napoleon neben der Beschreibung seiner eigenen Taten drei Schriften über Caesar, Turenne und Friedrich den Großen verfaßt. Diese sind in einer guten deutschen Übersetzung mit anschaulichen Skizzen und wertvollen Erläuterungen erschienen. Erstaunenswert sind die ausgedehnten geschichtlichen Kenntnisse des Kaisers, die sich in diesen Schriften niedergelegt finden. Selbstverständlich ist alles recht subjektiv gesehen, aber gerade dies ist es, was das Werk mit seinen vielen militärischen, politischen und menschlichen Bemerkungen so lesenswert macht. Zu den drei Feldherrn findet Napoleon verschiedene Beziehungen. Caesar fühlt er sich verwandt im Bestreben, ein Weltreich zu gründen, Turenne war für ihn der Meister des Schlachtfeldes, mit dem er sich — so drückt er sich aus — in jeder Situation gut verstanden hätte und an dessen Seite er die ganze Welt erobert haben würde. Friedrich der Große schließlich ist ihm militärisch, sowie als König und als Persönlichkeit ein Vorbild.

L'armée moderne, par le Général Maurin. Ernest Flammarion, Editeur. Paris, 1938.

Wenn ein General, der zweimal Kriegsminister war, alle großen französischen Heerführer des Weltkrieges und die maßgebendsten Staatsmänner persönlich kannte, nach 45 Dienstjahren sein militärisches Testament schreibt, dann darf man nicht achtlos daran vorbeigehen. Maurin hat nicht nur viel, es hat Wesentliches zu sagen. In einem ersten Teil behandelt er die Schlacht selbst, schreibt seine Gedanken über die verschiedenen Waffen und ihre Zukunft nieder, und malt zusammenfassend ein Bild der modernen Schlacht, das besondere Beachtung verdient. Immerhin, auch diese Darstellung ist nicht befriedigend; denn es gelingt nicht, all die vielen Fragezeichen, die sich im Hinblick auf einen Zukunftskrieg stellen, wegzuräumen. Aber es wird doch ein sehr beachtenswerter Vorstoß zur Klärung der Probleme gemacht. Der zweite Teil ist der Organisation der Armee, der dritte der Organisation des ganzen Volkes gewidmet. Hier spricht vor allem die reiche Erfahrung des Kriegsministers. Nach 1870/71 hat Bismarck geäußert, dieser Krieg sei nur ein Kinderspiel gewesen im Vergleich zu demjenigen, der kommen werde. Muß dieses Wort heute in bezug auf den Weltkrieg wiederholt werden? Vielleicht; und dies ist Grund genug, sich die Möglichkeiten immer wieder zu überdenken, um dem Handeln den richtigen Weg zu weisen. Das Werk Maurins ist in seiner Gesamtheit ein eindrucksvoller Hinweis.

Gustav Däniker.

Moltkes Kriegslehre. Eine Auswahl aus seinen militärischen Schriften. Band 37 der Kriegsgeschichtlichen Bücherei. Junker & Dünhaupt Verlag, Berlin, 1938.

Hermann Gadenholz ist bei seiner Auswahl aus den militärischen Schriften Moltkes in der Art vorgegangen, daß die wesentlichsten Anschauungen des Feldherrn und ihr zeitlos Gültiges klar hervortreten. Er bemühte sich, all das wegzulassen, was, zu Folge der Bewaffnung und Organisation der Truppen, zeitgebunden ist. Im Großen ist ihm dies sehr gut gelungen. So bildet das vorliegende

Bändchen ein kleines Kunstwerk, dessen ganze Schönheit sich erst bei wiederholter, eingehender Betrachtung offenbart.

Es fällt nicht leicht, eine Synthese des Inhaltes wiederzugeben. Denn die Mannigfaltigkeit der behandelten Stoffgebiete führt, von der philosophischen Betrachtung des Krieges als Erscheinung im Leben der Völker, über die Grundlagen der Strategie, bis zum Abwägen der Vor- und Nachteile gewisser taktischer Maßnahmen und den Funktionen einzelner Organismen der Armee.

Wir wollen versuchen, den Inhalt folgendermaßen zu umschreiben:

Moltkes Kriegslehre enthält alles, was ein abgeklärter, deutscher Geist über militärische Dinge zu sagen vermag, ohne an den beiden Klippen zu scheitern, die ein solches Vorhaben immer gefährden: die nichtsagende Phrase und das Rezept.

Deutsche Eigenart scheint uns vor allem in der Betonung des Unsicheren, des Nebelhaften im Gefecht zu liegen, und der sich hieraus ergebenden Folgerung der Notwendigkeit, die Handlungen des Gegners vorauszuahnen. Folgerichtig ergibt sich hieraus das Hervorheben der Notwendigkeit der Initiative beim Untergebenen. Sie darf, auf den oberen Stufen der militärischen Hierarchie wenigstens, durch keine eingehenden Weisungen eingeengt werden. Unausgesprochen zwar, wird dem Gefühl des Handelnden ein wesentlicher Einfluß auf den Gang der Ereignisse zuerkannt. Denn für das Bild, das der Führer sich von den Ereignissen macht, ist sein Gefühl mitbestimmend. Dieses Bild aber bildet seinerseits eine der wesentlichsten Grundlagen des Entschlusses.

Wer versucht, sich aus der technischen Vielgestaltigkeit des modernen Kampfvorgangs zurückzufinden zu den großen Richtlinien, die kriegerisches Handeln beherrschen, wird das Werk genießen. Er wird nicht übersehen, daß, trotz aller Sorgfalt in der Auswahl, nicht ganz vermieden werden konnte, Dinge anzuführen, die in unserer Zeit keine Anwendung mehr finden können. Sie werden ihn nicht stoßen, denn sie gehören nicht zum wesentlichen Inhalt der Schrift.

G. Büblin.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Balzer, F.:** Von der Mannigfaltigkeit des Erbgutes zur Einheit des Individuums. Rektoratsrede. Verlag Paul Haupt, Bern 1938. 47 Seiten, Preis Fr. 1.50.
- Brandenburg, Hans:** Vater Dellendahl. Roman einer Familie. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1938. 697 Seiten, Preis RM. 8.50.
- Castell, Alexander:** Drei Schwestern. Roman. Humanitas-Verlag, Zürich 1938. 279 Seiten, Preis Fr. 6.—.
- de Chastonay, Paul:** Kardinal Schiner. Verlag Räber & Cie., Luzern 1938. 84 Seiten und 6 Bildtafeln, Preis Fr. 3.—.
- Eberle, Oskar:** Das alte Urner Spiel vom Tell. Aus dem Jahre 1512. Verlag Räber & Cie., Luzern 1938. 16 Seiten, Preis Fr. 1.—.
- Faust, Philipp:** Die Maurer. Erzählung. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1939. 139 Seiten, Preis RM. 3.—.
- Geiling, Max:** Im Angedenken. Gedichte. Rascher Verlag, Zürich 1938. 58 Seiten, Preis Fr. 3.—.
- Gertsch, Max:** Sir Basil's letztes Geschäft. Komödie in 4 Akten. Volksverlag Elgg (St. Zürich) 1938. 134 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Glauser, Friedrich:** Die Fieberkurve. Kriminalroman. Morgarten-Verlag A.-G., Zürich 1938. 238 Seiten, Preis Fr. 3.80.
- Grabau, Albert:** Das Festungsproblem in Deutschland und seine Auswirkung auf die strategische Lage von 1870—1914. Junfer & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1935. 178 Seiten, Preis RM. 7.—.
- Grabowsky, Adolf:** Der Sozialimperialismus als letzte Etappe des Imperialismus. Herausgegeben vom Westpolitischen Archiv in Basel, 1939. 126 S.
- Haushofer, Karl:** Wehr-Geopolitik. Geographische Grundlage einer Wehrkunde. Junfer & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1934. 138 Seiten, Preis RM. 3.50.